

DIE
LEGENDEN
VON

ANDOR

Hoffnung und Schicksal

Autor: Christoph Kling

in Zusammenarbeit mit Andreas Kälber



Das Fläschchen mit der milchig grünen Flüssigkeit qualmte noch sanft aus dem dünnen gläsernen Hals. Vorsichtige Fingerspitzen verkorkten die Öffnung und stellten den Flakon zu den anderen auf das Regalbrett, an das der alte knorrige Stab gelehnt war. Zwei Reihen mit jeweils einem Dutzend kleiner Fläschchen unterschiedlicher Größe und Form standen dort und klirrten leise, als sie neu angeordnet wurden. Das sollte eine Weile reichen. Für die meisten Fälle war vorgesorgt. Unter den verschiedenfarbigen Flüssigkeiten befanden sich Gegenmittel für allerlei Arten von Giften, Heiltränke, ein Aufputschelixier und sogar für die Begegnung mit einem Feuergeist gab es den richtigen Trank, der die Haut eine Zeit lang vor Verbrennungen schützte. Obwohl das Atmen unter Wasser schon länger nicht mehr nötig gewesen war, befanden sich auch zwei Fläschchen mit dem Trank darunter, der genau dies ermöglichte. In einem fast schon vergessenen Leben hatte die Herstellung dieses Gebräus zum täglichen Geschäft gehört. Doch die anderen Besatzungsmitglieder der Schwarzen Kogge waren weit entfernt und hatten andere Sorgen. Manchmal plagte ihn ein schlechtes Gewissen, da er der einzige war, der Varatans Fluch im letzten Augenblick entkommen war. Aber was hätte er anderes tun sollen? Ohne seine Fähigkeiten, zu den Naturgeistern zu sprechen und das Wetter zu beugen, wäre auch ihm die Flucht misslungen. Doch die jahrelange Ausbildung zum Hohen Schamanen hatte Rechnung getragen. Und so war Thogger als einziges Besatzungsmitglied der verfluchten Insel Narkon entkommen. Als er gesehen hatte, wie König Varatan, der Herrscher des Nordmeeres, seine Arme ausbreitete und einen Fluch auf das Land nördlich des Berges beschwor, wobei er selbst seine eigenen Leute ins Verderben laufen ließ, hatte Thogger verstanden, dass er die Insel schnellstmöglich verlassen musste. Mit Flüchen war nicht zu spaßen.

Irgendwie gelang es Thogger, über die Nebelinseln zurück nach Sturmtal zu gelangen, wo er dann schließlich das Amt des Hohen Schamanen von seinem Vater Hogger übernahm. Diesen hatte es damals schwer getroffen, als Thogger aus Sturmtal fortgegangen war, um erst einmal etwas von der Welt zu sehen. Für einen Taren war dieses Verhalten unüblich und ungebührlich. Als Thogger nun zurückkehrte, war sein Vater überglücklich. Kurze Zeit später starb er jedoch und hinterließ Thogger das Amt des Hohen Schamanen, welches dieser nun gerne übernahm. Über die Jahre hatte er immer wieder eine seltsame Macht verspürt, die ihn nach Nordwesten zu locken schien, doch er widerstand ihr. Er wusste genau, was ihn dort erwartete. Wie das fahle Abbild Varatans nach und nach die Besatzungsmitglieder der Schwarzen Kogge in Wahnsinn und Vergessen trieb, hatte sich Thogger bildhaft ins Gedächtnis gebrannt und verfolgte ihn seither.

Auch deshalb hatte er eine Weile gebraucht, ehe er sich hier im Süden voll auf das andere fahle Geschöpf einlassen hatte können. Doch er wusste, dass er sein eigenes Anliegen nicht aus den Augen verlieren durfte. Widerstrebend war er zu dem Entschluss gekommen, mit „dem Fahlen“, wie er ihn nannte, gemeinsame Sache zu machen. So konnte er ungestört seine Nachforschungen anstellen und zudem schien *der Fahle* mehr über das begehrte Kraut zu wissen als Thogger selbst. Thogger wusste, dass er hier in den Höhlen des Grauen Gebirges seinem Ziel ganz nah sein musste und dennoch vermisste er die Weite des Nordmeeres und die wilde Schönheit Sturmtals. Doch schließlich war er für das Wohl seines Volkes ins Exil gegangen.

„Das Fieber“ hatte zu viele Mitglieder seines Volkes dahingerafft, als dass Thogger sich mit der Hoffnung hätte begnügen können, dass die Seuche nie wieder zurückkehren würde. Rinder, Schafe und Taren hatte die Krankheit befallen und jedem Zehnten binnen fünf Tagen einen qualvollen Tod beschert. Damals hatte Thogger keinen Rat gewusst. Die Naturgeister halfen ihm auch nicht weiter. Allenfalls gelang es ihm, die Krankheit hinauszuzögern, doch Heilung war unerreichbar. Da war plötzlich der Physikus aus Werftheim aufgetaucht und hatte den Schamanen geholfen, die Krankheit zu bekämpfen. Diese jedoch wollten seine Hilfe nicht annehmen. Als „falschen Schamanen“ hatten sie ihn beschimpft. Oh, wie Thogger diese sturen Böcke dafür gehasst hatte. Nicht alle Schamanen waren so offen für alternative Methoden wie Thogger. Die Tradition stand für die meisten Bewohner Sturmtals ganz oben. Da konnte ein dahergelaufener menschlicher Quacksalber noch so großes Heil verkünden, die Taren duldeten seine Meinung allenfalls. Als die Seuche nach Monaten endlich wieder abgeebbt war, hatte der Physikus einen Vorschlag gemacht, der von allen Schamanen als eine sträfliche Beleidigung der Naturgeister in Bausch und Bogen abgelehnt worden war: Man könne jungen Taren wenige Wochen nach der Geburt ein Mittel eingeben, das auf Jahre hinaus vor einer Erkrankung schützen sollte. Eine schier unglaubliche Idee, die allein anzuhören jedem Schamanen die Zornesröte ins Gesicht trieb! Jedem ... außer Thogger. Nach tage- und nächtelangem Zusammensitzen und Besprechen hatte der Physikus Thogger eine lange Liste von Zutaten sowie das Verfahren zur Herstellung dieser seltsamen Vorher-Medizin auswendig lernen lassen.

Als der Physikus wieder aus Sturmtal abgereist war, hatte Thogger die anderen Schamanen zusammengerufen und ihnen seine Entscheidung mitgeteilt: Er würde sich auf den Weg weit in den Süden machen, um dort eine Pflanze namens „Sternkraut“ zu finden und größere

Mengen davon einzusammeln. Irgendwo im Süden läge ein Land, in dem diese seltene Pflanze wachsen sollte. Die anderen Schamanen waren nicht überzeugt von Thoggers Plan. Doch ließen sie ihn ziehen, schließlich war er der Hohe Schamane. Vor seiner Abreise ernannte er seinen Sohn Rhegor zu seinem Nachfolger in diesem Amt. Rhegor war gerade Vater geworden und es schmerzte Thogger, die neugeborenen Zwillinge nicht aufwachsen sehen zu können. Doch verdeutlichten sie ihm zugleich, dass er seine Reise für die Zukunft seines Volkes unternehmen musste. Und so ging Thogger eines sonnigen Tages an Bord der Aquila, deren Kapitän und Besatzung von Sturmtal in den Süden zu fahren gedachten.

Manchmal überkamen Thogger immer noch Zweifel, ob sein Streben überhaupt einen Sinn hatte. So viel hatte er auf sich genommen, hatte auf sein Amt verzichtet, seine Familie verlassen und es sich mit den anderen Schamanen verscherzt. Vermutlich hielten ihn in Sturmtal ohnehin alle für tot. Und Rhegor schien mit seiner unerwartet frühen Ernennung zum Hohen Schamanen äußerst zufrieden gewesen zu sein. Er war schon immer ehrgeizig gewesen. Irgendwann würde auch Rhegors Sohn Bragor das Amt des Hohen Schamanen übernehmen, so sah es die Tradition vor. Und damit das Leben und die Tradition in Sturmtal noch viele Jahre anhalten konnten, musste Thogger weiter nach dem Sternkraut suchen. „Das Fieber“ durfte nicht erneut zuschlagen! Für dieses Ziel verharrte Thogger auch gemeinsam mit *dem Fahlen* hier in diesem alten, kalten und dunklen Bauwerk, welches „Verlassener Turm“ genannt wurde.

Dabei hatte sich Thogger auf dem Kontinent ganz gut zurechtgefunden, sah man einmal von seiner Landung an dessen Ufern ab. Die Aquila war damals schnell in einen mächtigen Sturm geraten. Aus seiner Zeit an Bord der Schwarzen Kogge hatte Thogger mit derlei stürmischen Gezeiten zur Genüge Erfahrung gehabt. Wie üblich hatte er die Geister des Meeres und des Windes beschworen, um ihnen eine ruhige Weiterfahrt zu ermöglichen, doch sie hatten nicht auf ihn gehört. Zum ersten Mal hatte Thogger zu ihnen gesprochen, ohne dass sie geantwortet hatten. Es war, als sprächen sie eine andere Sprache. Es waren nicht die Geister Sturmtals und des Nordmeeres. Diese Naturgeister waren ihm fremd und erkannten seinen Ruf nicht. Und so wuchs der Sturm weiter und weiter, bis er die Aquila schließlich über hohe Wellen schleuderte und die Besatzung die Kontrolle über das Schiff verlor. Es schien fast, als hätten die Naturgeister nicht gewollt, dass Thogger den Kontinent erreichte. So sehr er sich auch bemühte, dieses eine Mal gelang es ihm nicht, Herr über den Sturm zu werden. Da überkam ihn eine Angst, die er all die Jahre von sich gestoßen hatte: Gehorchte ihm die Natur nicht,

weil sein Schicksal im Nordwesten lag und er sich nun noch weiter davon entfernte? Hatte Varatans Fluch doch größeren Einfluss auf ihn als er bisher geglaubt hatte?

Das Schiff erlitt massiven Schaden, als es gegen eine Felsformation schmetterte. Das Segel und die Schoten waren längst gerissen, der Mast und das Ruder zerbrochen. Und so hatte selbst der tüchtige Steuermann der Aquila den Schiffbruch nicht verhindern können. Thogger hatte zuvor einige Tränke gebraut. Darunter war auch jener, der das Atmen unter Wasser ermöglichte. Doch das Fläschchen reichte nicht für die gesamte Besatzung. Thogger gab sein Bestes, wenngleich er wusste, dass er nicht alle würde retten können. Kurz nachdem er das Fläschchen geleert hatte, stürzte er in die Tiefen und die salzige See umgab ihn. Mit aller ihm übrigen Kraft beschwor er ein letztes Mal die Naturgeister des Meeres. In seiner Verzweiflung gelobte er ihnen, sich dem Schicksal von Varatans Fluch zu ergeben, sobald er seine Aufgabe erfüllt und sein Volk gerettet hatte. Dann verlor er das Bewusstsein.

Wie lange er bewusstlos gewesen war, konnte er hinterher nicht feststellen. Er erwachte mit schmerzendem Schädel auf einem kiesigen Strand im Schatten gewaltiger dunkelgrüner Bäume. Die Gischt umspülte sanft seine Stiefel. Seetang hatte sich in seinen Hörnern verfangen. Als er sich aufgerichtet hatte, stellte er fest, dass sein Stab nicht weit von ihm ans Ufer gespült worden war. Und sogar die kleine Holztruhe mit dem Seilgriff, in der er sein wichtigstes Hab und Gut aufbewahrte, lag in der Nähe. Die Naturgeister mussten seinen Eid erhört und ihm noch eine Chance gegeben haben, seinem Schicksal nachzukommen!

Spätestens zu diesem Zeitpunkt war Thogger bewusst geworden, dass es kein Entkommen gab. Er musste seine Aufgabe erfüllen und Sternkraut finden. Sobald er dies geschafft hatte, gab es keine Alternative, als sich auf den Weg zurück nach Narkon zu machen, so hatte er es geschworen. Er hatte erkannt, dass niemand seinem Schicksal entfliehen konnte, schon gar nicht wenn er von einem Fluch getroffen worden war. *Der Fahle* hatte diese Information nicht gerade glücklich aufgenommen. Jedes Mal, wenn er wütend wurde, schien es Thogger, als verdunkle sich die Welt um ihn herum. Dunkle Schattenschwaden waberten dann immer unkontrolliert um ihn her und jedes Mal schien *der Fahle* einen weiteren Teil seiner Körperlichkeit zu verlieren. Nicht viel mehr als ein schwarzer geisterhafter Schemen mit blassem Gesicht war er.

Thogger war *dem Fahlen* damals begegnet, als er das Graue Gebirge zum ersten Mal betreten hatte. Nach seiner rauen Landung an der steinigen Küste hatte er seinen Stab gegriffen, die Holztruhe mit dem Seilgriff daran befestigt und sich weiter auf den Weg nach Süden gemacht.

Nachdem er einige Zeit gegangen war, hörte er zum ersten Mal in seinem Leben nicht das Rauschen des Meeres. Zur See auf einem Schiff oder an den Küsten Sturmtals war es ein stetiger Begleiter gewesen, doch hier war es unwirklich still. Zwei Tage wanderte er durch den fremden Wald, an dessen Küste er gelandet war. Die Sprache der hiesigen Baumgeister war ihm fremd und sie erkannten seine Rufe nicht. Zum Glück wuchsen in dem Wald ausreichend Gräser und Kräuter, die ihm als Nahrung dienten. Sogar etwas Bärlapp fand Thogger – doch kein Sternkraut. Schließlich erreichte der Tarus den Rand des Waldes und betrat eine weite Ebene. Die Strahlen der Sonne wurden wärmer und schnell vermisste er die kühlenden Schatten der Bäume. Bald schon stieß er auf große bullige Echsen, deren Art ihm fremd war. Überhaupt war ihm das Land fremd. Die Sonne verbrannte Thogger den massiven Nacken. Der Ozean lag zwar hinter ihm, doch das Land, durch das er wandelte, schien seinerseits wie ein Meer aus Dreck und Staub, so weit und flach erstreckte es sich. Keine steinigen Klippen und hohen Berge, wie an den Rändern Sturmtals, nicht einmal ein Wald war in der Nähe. Am Horizont zu seiner rechten glaubte er, ein paar Berge zu erblicken, doch sie waren weit entfernt. Eine endlose, karge Steppe erstreckte sich vor ihm. Hier und da wuchsen vereinzelte trockene Büschchen, die ihm jedoch nicht als Nahrung dienen konnten. Zum Glück hatte er noch einen Trank im Gepäck, der seinen Magen für ein paar Tage zu sättigen vermochte. Gegen den Durst half jedoch kein Trank und die Naturgeister dieses staubigen Landes waren ihm noch weniger vertraut als die in den fremden Gewässern. Es hatte keinen Zweck, sie um Wasser aus den Tiefen der Erde zu bitten. Lange würde er so nicht durchhalten. Wo wuchs nur dieses verdammte Sternkraut?!

Am Morgen des dritten Tages wurde er von fremden Stimmen aufgeweckt. Seine Tarenohren waren gut und der Wind trug die fremden Zungen über die weite Ebene bis zu ihm heran. Schnell packte er das wenige zusammen, das er noch bei sich trug, und machte sich auf in die Richtung, aus der die Stimmen kamen. Aus der Ferne erblickte er eine Gruppe Menschen, noch kleiner als die Bewohner Werftheims. Sie saßen um die noch qualmende Glut eines Lagerfeuers herum, welches vor einer großen runden Jurte entfacht worden war. Ein Stück entfernt standen wieder einige dieser großen Echsen. Auf ihren schuppig-ledrigen Rücken trugen sie Sattel. Diese Menschen ritten also auf ihnen. Thogger hielt sich zunächst auf sicherer Distanz und beobachtete das Geschehen. Er versuchte, die Menschen zu zählen, doch mit Zahlen, die über die Anzahl seiner Finger hinausgingen, hatte er wie alle Taren so seine Schwierigkeiten. Nach einer gewissen Zeit glaubte er, keine Gefahr fürchten zu müssen. Schließlich war er dringend auf Hilfe angewiesen. Und so stützte er sich mit einer Hand auf

seinen Stab, hob die andere zum Zeichen seiner friedfertigen Absichten und schritt langsam auf die Jurte zu. Ein junger Mann mit rötlichem Haar erblickte ihn zuerst, sprang auf und riss die Augen auf. „Yjotege! Yjotege grate!“, rief er aufgeregt. Thogger verstand nicht. Die Menschen sprachen eine ihm fremde Zunge. Ohne Hektik schritt er weiter voran. Nacheinander drehten sich die Menschen zu ihm um und reagierten ähnlich. Immer wieder riefen sie voller Erstaunen dieses Wort. „Yjotege! Yjotege!“ Als Thogger knapp fünf Schritte entfernt war, hielt er an und ließ langsam die Hände sinken. „Wasser“, krächzte er. Seine Kehle war staubtrocken und das Sprechen fiel ihm schwer. Die Menschen schienen auch ihn nicht zu verstehen, denn sie blickten sich nur fragend an. Dann fielen sie einer nach dem anderen auf die Knie und senkten ihre Häupter, während sie immer wieder „Yjotege grate! Yjotege grate!“ murmelten. Thogger verstand nicht, was das zu bedeuten hatte. Also wiederholte er: „Wasser, bitte!“ Er begriff, dass zwischen ihm und den kleinen Menschen eine Mauer der Sprache bestand. Vorsichtig, damit er niemanden durch plötzliche Bewegungen erschreckte, griff er in seine Holztruhe und zog ein Fläschchen daraus hervor, dessen Inhalt er sich in einem Zug in den Rachen kippte. Zum Glück war er so weitsichtig gewesen, sich auf fremde Zungen vorzubereiten. Der Trank erlaubte es ihm, Strukturen in gesprochenen Worten zu erkennen und sie besser sortieren zu können, sodass es ihm gelang, die Sprache der Menschen anhand der wenigen Worte, die er aus der Ferne gehört hatte, zu erkennen und sich mit ihnen zu verständigen. Nun wurde seine Bitte erhört und einer der Männer reichte ihm einen Trinkschlauch, den Thogger im Nu geleert hatte. Wohlig kühl fühlte sich das Wasser an und einige Tropfen rannen ihm an den Mundwinkeln entlang durch den weißen Bart. Die Knienden blickten nun ehrfürchtig zu ihm auf, es hatte jedoch den Anschein, als trauten sie sich nicht, ihm in die Augen zu blicken. Da entdeckte Thogger durch die Öffnung der Jurte in deren Innerem eine hölzerne Statue. Sie stellte wohl eine Art Rind dar, einen Büffel – auch wenn es dem Schnitzer an Talent zu mangeln schien. Als ob dies auch anderen klar gewesen war, hatte jemand ein Schild an der Statue befestigt, in das mit einem glühenden Eisen das Wort „Yjotege“ eingebrannt war – das Wort für „Büffel“ in der Sprache dieses Landes, wie Thogger nun verstand. Das zweite Wort „grate“ bedeutete „groß“. Großer Büffel? Nun wurde ihm klar, warum die Menschen vor ihm auf den Boden gefallen waren: Scheinbar war der Büffel eine Art Totemtier dieser Leute. Einen Tarus hatten sie wohl noch nie gesehen und daher musste für sie die einzige logische Erklärung gewesen sein, dass ihr Totemgeist in menschenähnlicher Gestalt zu ihnen auf die Erde gekommen war. Diesen Umstand wusste Thogger sich zunutze zu machen. Mithilfe seiner Tränke und Schamanenfähigkeiten konnte

er Dinge vollbringen, die für darin ungeübte Augen wie übersinnliche Magie erscheinen mussten.

Und so gelang es Thogger, sich die Gunst der Menschen zu sichern, indem er sich als ihr Schutztotem ausgab und sie eine Weile begleitete. Auf eine dieser Reit-Echsen wollte er sich nicht setzen, auch wenn es ihm immer wieder angeboten wurde. Doch Thogger ging lieber zu Fuß. Er lernte viel über das Land und die Leute. Es waren Barbaren, die sich in Sippen zusammenrotteten und durch das Land zogen. Jede Sippe hatte ein Totemtier und das Schicksal hatte Thogger auf den Büffel-Clan treffen lassen. Während seiner Tage bei den Barbaren versuchte er, mehr über das Sternkraut in Erfahrung zu bringen, ohne aus seiner Rolle als Yjotege grate zu fallen. Doch niemand kannte eine Pflanze, auf die seine Beschreibungen zutrafen. Vermutlich musste er weiter in den Süden. Die Barbaren rieten ihm davon ab, da dort im Gebirge ein Riesenvolk hause, dessen Bekanntschaft er lieber vermeiden solle. Also richtete sich Thoggers Blick gen Westen in Richtung der Berghänge, die ihm bereits bei seiner Ankunft im Barbaranland aufgefallen waren. Eines Nachts, als er bereits fast zwei Wochen mit den Barbaren unterwegs gewesen war, beschloss er die alleinige Weiterreise. Es wurde ohnehin immer schwerer, sein Schauspiel als Fleisch gewordenes Totemtier aufrechtzuerhalten. Zudem kratzte diese scheinbare Herabsetzung seiner Person zunehmend an seinem Ego als Hoher Schamane von Sturmtal. Also gab er ein letztes Spektakel mit Feuer und Rauch zum Besten und marschierte gen Westen davon. So verließ er die Barbaren-Sippe, die noch lange ehrfurchtsvoll um ihr Büffel-Totem herumsaß.

Einige Tage später erreichte er die ersten Ausläufer des Gebirges. Die Umgebung war hier nicht mehr so trostlos. Auch das Wetter schwang um. Die Sonne brannte weniger heiß und es regnete sogar ab und an. Thogger erklomm die Hänge und riss Pflanze um Pflanze aus der Erde. Doch kein Sternkraut wollte sich ihm zeigen. Immer verzweifelter und energischer wurde seine Suche, doch sie blieb erfolglos.

Als er in einer verregneten Nacht in einer für ihn viel zu kleinen Höhle saß, an deren felsiger Decke seine Hörner immer wieder stießen, und seine Vorräte auffrischte, spürte er urplötzlich, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief. Er konnte die Herkunft des Gefühls nicht ausmachen, doch es war ihm auf unheimliche Weise vertraut. Zuletzt hatte er eine ähnliche Kälte gespürt, als er von Varatans Fluch getroffen wurde, woraufhin er die Flucht ergriffen hatte. Ein ähnlicher Schatten befiel ihn und er fürchtete, der Fluch habe ihn verfolgt und nun eingeholt. Doch etwas war anders. Dieser Schatten zerrte nicht an *ihm*, vielmehr

schien es, als werde in der Nähe jemand anderes in die Dunkelheit undurchdringlicher Schatten gezogen und Thogger bekam davon die Nebenwirkungen zu spüren, wie ein Feuer, das einen Ast verschlingt und einem Nebenstehenden nur die Wärme davon zu spüren gibt. Nur spürte Thogger statt Wärme eher stechende Kälte. Er griff seinen Stab und sah sich vorsichtig um. Aus einer Felsspalte in der kleinen Höhle waberte eine schwarze schattige Schliere. Ein weiterer Schauer überkam Thogger. Das Bild von Varatans Fluch war auf einmal wieder präsent in seiner Erinnerung. Der Schatten wurde größer und drang in die Höhle. Thogger richtete sich auf und machte sich bereit für den Angriff. Eine bleiche Hand ergriff die Ecke der Felsspalte und ein in Schwarz gehüllter Arm wurde sichtbar. Und dann erblickte Thogger ihn. Sein Gesicht ähnelte auf grausame Weise dem düsteren Abbild Varatans, doch lag ein weitaus größerer Schmerz darin. Leere Augen erblickten den Tarus und einen Moment hielten beide Gestalten inne. Nahezu simultan ergriffen sie dann die Initiative. Thogger richtete seinen Stab auf die Gestalt, die wiederum die Hände nach vorne reckte und Thogger dunkle Schattenschlieren entgegenjagte. „Nein“, rief Thogger mit donnernder Stimme. „Noch kriegst du mich nicht! Ich habe gelobt, mich dem Fluch hinzugeben, aber noch ist es nicht an der Zeit!“ Auf einmal ließ die dunkle Gestalt von ihm ab. Sie schien zu zögern. Dann erklang eine dünne, krächzende Stimme: „Du willst dich einem Fluch hingeben?“ Thogger hielt verduzt inne. „Ja, so habe ich es geschworen. Doch zuvor muss ich meine Aufgabe erfüllen“, antwortete er.

„Dann hast du Erfahrung mit derlei dunklen Kräften?“

„Ja, ich schätze schon.“ Thogger runzelte die Stirn. Dann fragte er zögernd: „Wer bist du?“ Doch ehe die Gestalt antworten konnte, fügte er schnell hinzu: „Nein, sag‘ es mir nicht! Ich fürchte bereits einen verfluchten Namen. Doch du bist nicht Varatans Fluch. Dessen bin ich mir nun gewiss.“

„Nein, der bin ich nicht“, zischte die Gestalt.

Thogger ließ seinen Stab sinken und entspannte sich etwas, blieb jedoch wachsam. „Dann habe ich einige Fragen an dich. Lass uns reden, aber versuch‘ nicht, mich zu überwältigen. Ich bin ein mächtiger Schamane und weiß mich durchaus zu wehren.“ Seine Drohung wäre eindrucksvoller ausgefallen, hätte er sich nicht, verkrochen in dieser mickrigen Höhle, überrumpeln lassen und Donner und Blitz heraufbeschworen. Das fahle Gesicht musterte ihn einen Moment und nickte dann fast unmerklich. Es verzog keine Miene, als die spröden Lippen ein „Einverstanden“ formten. Und so standen sich die beiden ungleichen Gestalten

eine Weile gegenüber und tauschten sich aus, während draußen der Regen gegen die Felsen prasselte. Thogger vermied es, den Namen seines Gegenübers zu erfahren. Der Name Varatans hatte sich schon wie eine schwarze Zecke in seinem Gedächtnis festgesetzt, da wollte er es nicht riskieren, den Namen einer weiteren Schattengestalt hineinzulassen. Namen hatten große Macht, das wusste er als Hoher Schamane nur allzu gut. Also nannte er die düstere Gestalt von da an einfach „den Fahlen“.

Als sie sich eine Weile ausgetauscht hatten, in der sich Thogger nicht ganz an das düstere, kalte Gefühl gewöhnen konnte, verspürte er sogar so etwas wie Mitleid für *den Fahlen*. Er hatte Thogger berichtet, wie er vor vielen Jahren selbst einem Fluch erlegen war und seitdem sein Dasein fristete, während er körperlich verfiel. Doch der Tod wolle ihn nicht annehmen. Im Laufe des Gesprächs teilte Thogger alles mit ihm, was er sich in den Jahren aus eigenem Interesse über Flüche angeeignet hatte. Doch die Erkenntnis, dass es unmöglich war, seinem Schicksal zu entkommen, gefiel *dem Fahlen* überhaupt nicht. Er wollte sich seinem Schicksal nicht ergeben und versuchte immer noch, dagegen anzukämpfen, währenddessen er immer weiter verzweifelte.

„Was für ein trauriges Paar“, hatte Thogger mit einem sarkastischen Schnauben gedacht angesichts der Vorstellung der zwei verzweifelten Männer, die sie waren, jeder mit einem Fluch belastet und für keinen Erlösung in Sicht. Als Thogger gefragt hatte, ob *der Fahle* schon einmal etwas von diesem Sternkraut gehört habe, bejahte dieser und Thoggers Hoffnung kehrte auf einen Schlag zurück. *Der Fahle* hatte vor vielen Jahren, lange bevor er dem Fluch erlegen war, das Gebirge von Süden her überquert und tatsächlich schon Sternkraut gesehen. Es war damals ein Symbol der Hoffnung für die Leute gewesen, mit denen er unterwegs gewesen war. Er wusste auch, dass es damals irgendwo an den Hängen des Grauen Gebirges gewachsen war. Doch das lag schon viele Jahre zurück. In der näheren Vergangenheit hatte er den Blick für alles Lebendige verloren und war teils willenlos durch das Gebirge gegeistert. Für Thogger waren das bessere Neuigkeiten als er sich erhofft hatte – endlich ein neuer Hinweis. Er musste seinem Ziel ganz nah sein!

Und so beschlossen er und *der Fahle* zusammenzuarbeiten, um sich gegenseitig in ihrem jeweiligen Bestreben zu unterstützen. Thogger würde helfen, mehr über den Fluch herauszufinden, während er selbst bei der Suche nach dem Sternkraut Unterstützung erhalten sollte. *Der Fahle* führte Thogger in einen Turm, der seit vielen Jahren verlassen zu sein schien. Dort richtete er sich ein Lager ein, das er fortan als Basis für seine Nachforschungen nutzte.

Während seines Aufenthalts hatte er auch die hiesigen Naturgeister besser kennen gelernt und konnte sich nun recht gut mit ihnen verständigen, auch wenn sie für ihn immer noch wie in einer Art Dialekt zu sprechen schienen. Doch wenigstens gehorchten ihm Wind und Wetter wieder einigermaßen. Mithilfe von Blitz und Donner sprengte er Berghänge, um dahinter nach dem begehrten Kraut zu suchen, und veränderte dadurch die Form ganzer Bergketten. Je länger er jedoch wiederum nichts fand, desto aggressiver wurden seine Methoden.

Thogger packte gerade eine Auswahl seiner Tränke zusammen. Er würde sich auf einen weiteren Streifzug begeben, um nach dem Sternkraut zu suchen. Er griff seinen Stab, schnürte seine Robe enger und stapfte festen Schrittes los. Er hatte sich auf eine längere Wanderung vorbereitet. Einige Tage würde er unterwegs sein, das wusste er. Und als er zurückkehrte – ein weiteres Mal ohne Sternkraut im Gepäck – sollte sich ein weiterer Schatten zu ihnen gesellt haben ...

Erfahrt mehr über Thogger in:

